

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der rätselhafte Feind.

Roman von Sven Elvestad.

(Fortsetzung.)

6. Kapitel.

In Pferd.

Sehr verblüfft schaute der Vorsitzende des Gerichts den Rittmeister an.

„Ich verstehe Ihre Erklärung nicht,“ sagte er, „vor einem Augenblick haben Sie doch erklärt —“

„Ich habe gesagt, daß ich einen Brief an Herrn Oberst Solger geschrieben habe,“ sagte der Rittmeister. „Zeigen Sie mir diesen Brief, und ich werde mich dazu bekümmern. Diesen Brief hier habe ich jedoch nicht geschrieben.“

„Aber dies ist der einzige Brief, der bei dem Oberst über diese Angelegenheit zu finden ist,“ sagte der Vorsitzende. „Saben Sie vielleicht eine Probe Ihrer Handschrift bei sich?“

Der Rittmeister reichte dem jungen Vorsitzenden einige Papiere, und dieser räumte sofort bereitwillig ein, daß die beiden Handschriften nicht die geringste Ähnlichkeit hätten.

Hier mächte sich Asbjörn Krag in die Verhandlung ein. „Wenn Sie mir eine Bemerkung gestatten wollen, Herr Vorsitzender,“ sagte er, „dann möchte ich die Anregung aussprechen, daß der Brief zur Verlesung gelangt.“

Der Vorsitzende nickte nach kurzem Besinnen und las dann den Brief vor. Er lautete:

„Herr Oberst! Der Mann, an den Sie beständig denken, fördert Sie auf, heute um halb vier Uhr auf den Weg, der über die Holtewiese führt, zu kommen. Dort können wir ungestört verhandeln, und ich erwarte, daß ein Uebereinkommen erzielt wird. Aus bekannten Gründen wünsche ich jetzt nicht, Ihr Haus zu betreten.“

„Der Brief trägt keine Unterschrift,“ erklärte der Vorsitzende. „Wenn der Herr Rittmeister den Brief nicht geschrieben hat, so wird mir, aufrichtig gestanden, die Sache rätselhaft.“

„Was wird Ihnen rätselhaft?“ fragte Asbjörn Krag.

„Der Mord!“ erwiderte der Vorsitzende unwillkürlich.

Der Mord! Unter den Anwesenden entstand eine Bewegung. Der Detektiv blühte seinen Freund an. In des Rittmeisters Gesicht waren Sorge und Kummer deutlich zu lesen. Er sagte kein Wort. Der Vorsitzende hatte das deutliche Gefühl, zu viel gesagt zu haben, und suchte sich hastig herauszureden.

„Wie die Sache jetzt liegt, sieht es wenigstens so aus, als ob ein Mordversuch vorliege,“ sagte er.

„Verzeihen Sie, Herr Vorsitzender, wenn ich hierzu eine Bemerkung mache,“ warf der Detektiv ein.

„Bitte?“ fragte der Vorsitzende.

„Man kann die Sache auch anders ansehen, und das tue ich,“ erklärte Krag. „Wenn dieser Brief wirklich von

dem Herrn Rittmeister geschrieben wäre, so könnte er allerdings vielleicht so gedeutet werden, als ob der Rittmeister den Oberst habe in eine Falle locken wollen. Ich sage vielleicht! Die Unwahrscheinlichkeit liegt jedoch zu sehr auf der Hand. Man mag meinen Freund, den Herrn Rittmeister, betrachten, mit was für Augen man will, man muß doch wenigstens das einräumen, daß er kein Esel ist.“

Der Rittmeister warf Krag einen mißbilligenden Blick zu.

Krag sprach jedoch eindringlich und ernsthaft weiter. „Wenn der Rittmeister den Herrn Oberst wirklich hätte aus dem Hause locken wollen, um ihn umzubringen, so müßte er tatsächlich ein ganzer Esel gewesen sein, ihm einen derartigen Brief zu schreiben. Er hätte ja doch mit ziemlicher Sicherheit annehmen müssen, dieser Brief werde in die Hände des Gerichtes fallen.“

Der Vorsitzende wurde augenscheinlich unsicher. „So plump benimmt sich der dümmste Verbrecher nicht,“ fuhr Krag fort. „Aber es ist ja ziemlich wertlos, diese Frage zu verhandeln, da es erwiesen ist, daß der Rittmeister diesen Brief, durch den der Herr Oberst aus dem Hause gelockt wurde, gar nicht geschrieben hat.“

Verdrießlich rückte der Vorsitzende seinen Stuhl. „Mit diesem Brief paßt aber doch alles ausgezeichnet ineinander,“ sagte er. „Es ist kaum möglich, daß ihn jemand anders geschrieben hat.“

Asbjörn Krag runzelte die Stirne.

„Meinen Sie?“ sagte er. „Aber der Herr Rittmeister hat nun einmal den Brief nicht geschrieben. Sie haben ja Herrn Rhes Handschrift gesehen; sie hat mit dieser nicht die geringste Ähnlichkeit. Dazu kommt noch, daß der Rittmeister zugegeben hat, einen vielleicht ganz ähnlichen Brief an den Obersten geschrieben zu haben, aber nicht diesen hier. Weiter: Was ist das für ein Ton in diesem Brief! Er hat ja geradezu etwas Befehlendes, was sich der Herr Rittmeister dem Herrn Obersten gegenüber gewiß nicht herausgenommen hätte.“

Der junge Gerichtsvorsitzende dachte in wachsender Verwirrung über die Ausführungen des Detektivs nach.

Krag schwieg nun eine Minute.

Als der andere zu keinem Ergebnis gelangte, nahm der Detektiv ihn beiseite und sagte leise, so daß es die anderen nicht hören konnten:

„Wenn Sie mir als älterem und vielleicht erfahrenerem Kriminalbeamten erlauben wollen, Ihnen einen Rat zu geben, so möchte ich Ihnen ans Herz legen, zuerst das zu untersuchen, was vor allen Dingen untersucht werden muß, und dann erst die Zeugen zu verhören. Daben Sie den Herrn Oberst gesehen?“

„Ja, flüchtig. Die Aerzte sind eben bei ihm.“

„Sind Sie auch auf der Holtewiese gewesen, an der Stelle, wo er gefunden worden ist?“

„Selbstverständlich bin ich dort gewesen,“ antwortete der Vorsitzende.

„Dann haben Sie dort wohl eine Menge Beobachtungen gemacht?“

„Was meinen Sie?“

„Haben Sie nicht irgend etwas gefunden, das Ihnen einen Fingerzeig geben könnte, wie die Sache zugegangen ist?“

„Es ist nicht die geringste Spur zu entdecken.“

„Aber dort ist doch Lehm Boden, nicht wahr? Ist der Platz abgesperrt?“

„Nein.“

„Dann habe ich jetzt Wichtigeres zu tun, als bei diesem Verhör anwesend zu sein,“ erklärt Krag eifrig. „Ich gehe hinunter auf die Holterwiefe.“

Der Vorsitzende schaute den Detektiv einen Augenblick gespannt an. Dann legte er seine Papiere zusammen und sagte:

„Ich komme mit Ihnen. Wir können das Verhör später fortsetzen. Und von nun ab bitte ich Sie, die Untersuchung selbst zu leiten!“

„Jetzt kommt die Sache in Schwung,“ sagte Krag befreit. „Ich muß Ihnen einräumen, daß Sie mit dem Erfolge wahrscheinlich auf der richtigen Spur sind. Aber der Rittmeister hat ihn nicht geschrieben,“ setzte er lächelnd hinzu.

Beide Beisitzer, der Schreiber und auch der Rittmeister waren eintigermassen erstaunt über die unerwartete Wendung, die das Verhör so plötzlich genommen hatte. Alle stülten sich von Asbjörn Krags Eifer mitgerissen. Der Detektiv hatte der Sache sein Gepräge aufgedrückt, und es war Zug hineingekommen. Man stand nicht länger nur um einen grünen Tisch herum und schwatzte. Sobald der stellvertretende Amtsrichter seine angenommene Würde hatte fahren lassen, zeigte er einen natürlichen Eifer, der einen sehr angenehmen Eindruck machte. Er glug mit Asbjörn Krag voran, und der Rittmeister und der Protokollführer kamen in einem kleinen Abstand nach.

„Der Rittmeister hat den Schein gegen sich,“ sagte der Stellvertretende zu Asbjörn Krag. „So wie mir die Liebesgeschichte berichtet worden ist, stand es mir sofort klar vor Augen, daß allein bei ihm die Lösung des Rätsels zu finden sei. Ein anderer als Ivar Nye konnte es gar nicht gewesen sein.“

„Und doch muß noch ein Viertel im Spiele sein,“ erwiderte Krag.

„Ein Viertel?“ fragte der Stellvertretende überrascht.

„Bei dem Drama waren bis jetzt nur drei Personen beteiligt,“ erklärte der Detektiv. „Der Oberst, der Rittmeister und dann die Tochter des Obersten, Dagny. Und nun kommt also der Vierte, den wir bis jetzt noch nicht kennen. Sie haben die Sache seither nur von einer Seite betrachtet. Das hat zur Folge gehabt, daß Sie sofort auf Widersprüche gestoßen sind. Ich glaube, man darf die Untersuchung solcher einer Sache niemals mit vorgefaßten Meinungen beginnen, wenn ich auch zugeben muß, daß es oft schwierig ist, sie sich gänzlich vom Leibe zu halten. Wir sind noch nicht einmal über die eine Frage ganz im reinen: Ist der Oberst einem Mordanschlag ausgelegt gewesen, oder liegt ein Unglücksfall vor?“

„Ein Unglücksfall ist unbedingt ausgeschlossen,“ erklärte der stellvertretende Amtsrichter mit Ueberzeugung. „Der Oberst ist im weichen Grafe aufgefunden worden. Nicht einmal ein Stein war in der Nähe, über den er gefallen sein könnte.“

Asbjörn Krag gab keine Antwort. Bald waren sie auf der Wiefe angelangt. Der Weg, der darüber führte, war ziemlich weich, und der Graswuchs war nicht sehr üppig wegen des schlechten Bodens, der hier beinahe nur aus Lehm bestand. Am Ende der Wiefe, wo der Wald anfang, standen einige Bäume mit krummen, niedrigen Stämmen. Dorthin führte der stellvertretende Amtsrichter Asbjörn Krag und sagte:

„Hier ist er gefunden worden. Er lag halb auf dem Gesicht.“

„Und hatte eine Wunde im Hinterkopf?“ fragte Krag.

„Ja,“ antwortete der Stellvertretende. „Soweit ich urteilen konnte, ist er auf den Hinterkopf geschlagen worden und sofort zu Boden gestürzt. Uebrigens mag Gott wissen, was er hier verloren hatte. Er war ja da ganz weit vom Wege ab.“

„Wir können einstweilen einmal annehmen, daß der Unbekannte hier auf ihn gewartet habe,“ meinte Krag.

Krag fing nun an, den Erdboden zu untersuchen. Un-

scheinend war es eine ganz flüchtige Untersuchung, und es sah auch nicht aus, als ob er irgend etwas entdeckt hätte.

Nun erschienen auch der Rittmeister und der Protokollführer auf der Stelle.

Plötzlich fragte Asbjörn Krag:

„War der Oberst zu Pferd?“

„Nein,“ erwiderte der Stellvertretende. „Er war zu Fuß.“

Der Detektiv schweig eine Weile. Dann fragte er wieder, und seine Frage kam den andern recht merkwürdig vor:

„Wird hier in der Gegend viel geritten?“

Der Stellvertretende blickte den Rittmeister an und dieser antwortete:

„Im Umkreis von zwei Meilen haben nur drei Menschen ein Reitpferd: der Oberst selbst, seine Tochter und ich. Wenigstens weiß ich von keinem andern.“

„Höchst sonderbar,“ murmelte Asbjörn Krag vor sich hin. „Falls hier wirklich ein Mordverbrechen vorliegt, so war der Mörder zu Pferd,“ setzte er sehr ernst hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ritt ins Kinderland.

Skizze von Paul Alexander Schettler.

(Nachdruck verboten.)

Man sagt, daß alte Leute wie die Kinder werden, und führt dies auf den Gehirnzellenabbau zurück. Dieser Zustand mußte wohl bei dem alten Professor Geyer eingetreten sein. Anders wäre der Vorfall nicht erklärlich, der ihm, oder vielmehr seiner Haushälterin mit ihm, zugefallen ist, die nun schon an die dreißig Jahre bei dem alten Junggesellen haust und die hoch und teuer schwört, daß ihr sonst nie auch die geringste Seltsamkeit in dem Benehmen des Herrn Professors aufgefallen sei, seine kleinen harmlosen Grillen und Angewohnheiten ausgenommen. Aber die sind ja nur natürliche unwesentliche Auswüchse eines Gelehrten, der dazu noch Junggeselle geblieben ist, was so viel bedeutet wie ein Gelehrter zur Potenz.

Also die Frau Huberdietch hatte eines Tages ein Erlebnis mit dem Herrn Professor, ein Erlebnis, das alle bis dahin gemachten Erfahrungen einer demüthigten Frau mit einem alten, gelehrten Manne in den Schatten stellte, und das ihr, der Frau Huberdietch, obwohl sie im Leben manches Ungereimte gesehen hatte, ein besorgtes Kopfschütteln und eine trübe, rätselhafte Infalltenlegung ihres schon runzelreichen Gesichtes abzwang.

Es war an einem Freitag. Frau Huberdietch mußte sich schon deshalb diesen Tag merken, weil sie beim Generalsensterputzen war, einer Arbeit, die sie seit Jahr und Tag nur an Freitag vorzunehmen pflegte. Der Herr Professor hatte wegen einer wissenschaftlichen Arbeit nach einigen wichtigen Büchern sehen wollen, die des knappen Platzes wegen auf dem Speicherszimmer aufgestapelt waren, einem Zimmerchen, das schon in früheren Jahren dem Knaben und Studenten Geyer als Bude, wie man sagt, gedient hatte, als noch die alten Geysers lebten.

Der Herr Professor hatte nach Frau Huberdietch gerufen und um ein Licht und die Spricherschlüssel gefragt. Frau Huberdietch, auf dem Fensterims stehend, hatte geantwortet, der Herr Professor möge sich einen Augenblick gedulden, sie würde ihm sogleich zur Hand geben.

Inzwischen hatte der Augenblick dem alten Herrn doch wohl zu lange gedauert. Vielleicht hatte der Gelehrte auch geglaubt, sich selber helfen zu können, hatte Schlüssel und Licht genommen und war die Stiege hinauf gekommen in das unterm Dach gelegene Mansardenstübchen seiner Jugendzeit, in dem Bücher und Schriften in hohen Stößen aufgeschichtet lagen, bedeckt von einem weiden grauen Mantel von Staub und umwoben von figurenreichen Spinnennetzen.

Er hatte den Staub von den Büchern geklaffen, die seinen Spinnengewebe hastig zerstört und gesucht und geräumt, und auf einmal war er auf etwas gestoßen, das unter dem Haufen von Gelehrsamkeit verschollen und vergessen gelegen hatte — wie lange wohl? — ohne daß es auch nur irgendwie damit in fühlbarer Verbindung gestanden oder davon ein Quentchen profitiert hätte.

Etwas knochig hölzernes, mit einem Tuche Bedecktes zog der Herr Professor unter seinen Büchern hervor, schälte die graue Hülle von dem seltsamen Gegenstand und schüttelte den graisen Kopf.

Erstaunt musterten die gelehrten Brillengläser die wunder-same Entdeckung, die der Herr Professor gemacht hatte: ein altes hölzernes Scharfelfpferd, schadhast, mit verblühten Farben, einem ausgetriebenen Schwanz und einem großen fragenden Glasauge — das andere fehlte — schaute seinen Enthüller an.

Man denke, ein Gelehrter sucht Bücher über altägyptische Kultur und findet ein Scharfelfpferd, ein Kinderspielzeug, nein, sein Kinderspielzeug, sein altes Scharfelfpferd, denn jetzt fiel es dem Professor wohl ein, dies hölzerne Pferdchen war ein Zeuge seiner eigenen Kindheit, dieses eine Auge, dieses ausgezapfte Schwanz, diese in stolzem Bläuen erstarzten Holzgüßern, — sein

Schaukelpferd war das gewesen, als er noch Dube war, sein Schaukelpferd vor 65 Jahren.

Der Herr Professor sah sich an den Kopf. 65 Jahre! So viel Zeit konnte schon hinabgeflohen sein in den unerfätlichen Trichter des Vergehens und Vergessens seit damals! Freilich, die allgütige Natur, es war doch nur eine unbedeutende Frist dagegen.

Fünf Jahre alt war er damals, als ihn das Schaukelpferd witem Christbaum grüßte. Drei Augen hatte es damals noch und einen prächtigen, naturrothen Schwanz. Sei, wie er darauf zugeführt war mit dem Aufschrei eines ungeheuren Knaben! Wie er es unter dem Tische heroverzog und sich darauf schwang, mitten aus der Weihnachtsstube wollte er in den Krieg reiten, in Galop und Trab in das Land der Phantasie. Du, Pferdchen! Hin und her flog er, bis die Mütter begütigend sagte:

„Über sieh doch, Franzl, was dir das Christkind noch befeht hat!“

Hatte es noch etwas gegeben? Der Knabe sah es nicht. Er sah nur das Pferd, das prächtig sich bäumende Christpferd, das ihm dann wie ein zweiter Genosse wurde, das bei allen Spielen mit dabei war, dem er von seinem Ruchen und den Mahlzeiten abgab, das er abends an sein Bettchen zog und mit dessen Hügeln in der Hand er einschlief, das er an seinen kleinen Kinderfreunden und -leiden teilnehmen ließ, dem er die ersten Leseftunde vorlas und mit dem er seine Indianerabenteuer und Schlachten erlebte, wie sie in den Büchern nicht spannender geschildert waren. Es war ihm traumlich eine Kinderzeit lang sein Genosse gewesen und hatte sein eines Auge und den Stolz seiner Pferdebesitzer, seinen Schwanz, dafür gegeben.

Nun stand es hier. Unter Bildern, die die Jahre angehäuft hatten, war es begraben mit 10 mander Kindheits Erinnerung. Drei Menschenalter hatte es hier gelegen und geduldig gewartet, bis es den Knaben wieder sah, der nur ein alter Mann geworden war. Nun blühte es ihn wieder an, und aus seinem gläsernen Auge schaute dem Kreise der Vergangenheit entgegen. Die Tage der Kindheit lagen vor seinem Geiste aufgeschlagen wie ein liebes, buntes Bilderbuch, zum Greifen nahe, und das Klängen aller, trauriger Stimmen drang mit wunderbarer Deutlichkeit hier in dem stillen Mansardenstübchen an sein Ohr.

Wie blüht, noch ein Knabe zu sein und die Welt vor sich zu haben, wie ein Märchenland voll unentdeckter Schönheiten und Rätsel. Ob es nicht möglich war, noch einmal hinübersehen zu können über den goldbroten Horizont in das Kinderland, weit hinüber mit allen Sinnen in den wunderseligen Garten der klingenden Sphären? Und in seinem Herzen, das möglich die Regungen eines Kindes zu fühlen begehrt, ward der unbezwingbare Wunsch wach, zu vergessen, was war, und zu empfinden wie einst, sich noch einmal hinüberfinden zu können in das Kinderland, noch einmal mit dem Herzen des Knaben zu fühlen, mit seinen Augen zu sehen!

Vor ihm verankten die Berge gelehrter Bücher, es weiteten sich die Wände — das war nicht mehr die Mansardenstube mit Staub und Spinnweben, Sonnenlicht brach herein und eine frühlingbeschiedene Flur breitete sich vor den schwindelnden Augen aus — das war das Märchenland —

— und — da blieb Frau Huberdietch wie angewurzelt in der engen Tür der Mansardenstube stehen, die sie mit ihrer massiven Gestalt ganz ausfüllte, und rief, indem sie angstvoll die Hände zusammenschlug:

„Über, Herr Professor!“ — — —
Denn sie sah den alten Gelehrten just auf dem hölzernen Pferdchen sitzen und sich auf ihn hin und her wiegen, während seine Augen abwesend in die Ferne starren.

„Mein Gott, der Herr Professor sitzen auf einem Schaukelpferd —“

„Und reiten ins Kinderland, jawohl, liebe Frau Huberdietch, geradeaus ins Kinderland!“ nickte der alte Herr und strich vernonnen über den Hals der hölzernen Rosinante.

Da ist Frau Huberdietch gegangen und hat nur den Kopf geschüttelt. Und immer nur wieder den Kopf geschüttelt. Denn, alles, was recht ist, der Herr Professor kennt sie nun schon dreißig Jahre, aber so etwas hat sie noch nicht mit ihm erlebt!

Die Hofe.

Eine leider wahre Geschichte von Artur Brausewetter, (Nachdruck verboten.)

„Wir haben noch einen ganz vorzüglichen Stoff zum Beinkleid — Friedensware — prima Qualität. So etwas bekommen der Herr Doktor nie wieder — ganz ausgeschlossen!“

Es war jene längst verklungene Zeit, da man solche heute Märden gewordene Sprache noch von den Geschäftsleuten hörte, da man noch Ware anpries, die man jetzt aus eitel Gnade und Barmherzigkeit gibt.

„Und unter der Hand habe ich gehört — vorläufig noch Geschäftsgeheimnis — daß man nämlich „Bezugscheine“ ausstellen wird.“

„Bezugscheine — was sind denn das?“
„Nun, wie soll ich es dem Herrn Doktor klarmachen? Heute entscheiden der Herr Doktor noch, ob Sie eine Hofe haben wollen oder nicht. Später tut es die Behörde. Es wäre also höchste

Zeit — gewissermaßen die zwölfte Stunde —, der Preis ist erstaunlich billig — gewissermaßen ein Rest —, in kürzester Zeit wird dasselbe Stück das Vierfache kosten!“

Ich ahnte damals noch nicht, was für ein Prophetengeist aus dem Munde sprach, schrieb seine freundliche Anpreisung auf Rechnung seines Geschäftsinnes, gegen den ich schon manchesmal wehrlos gewesen, bestellte aber glücklicherweise die Hofe.

Nein — unglücklicherweise bestellte ich sie.
Doch ich will nicht vorgreifen.

Eines Tages hatte ich meine neue Hofe, nahm sie als etwas Selbsterständliches fern von jener Ehrfurcht entgegen, mit der man heute ein derartiges Stück empfangen würde, und benutzte sie gleich zu einer Reise zu einem Bekannten, dessen freilich Auge und hohe Würdigung in bezug auf die Kunst des „Schauspielens“ ich diesmal nicht zu fürchten brauchte; denn meine neue Hofe war, was Stoff und Schnitt und Fall betraf, ein Prachtstück.

Auf Eisenbahnfahrten habe ich zwei Genossinnen; erfens, daß ich die wichtigsten Arbeiten für die Stunden im Abteil aufspare, wo ich vor „Besuchen“ sicher bin, und zweitens, daß ich nie anders reise als mit drei Bleistiften in der Tasche, weil ich zwei von ihnen sicher verliere.

Und richtig — kaum hatte ich mir die kleine Klappe in meinem Abteil aufgemacht, die Zigarre angesteckt und meine Schreibstücke entfaltet — da kullerte auch bereits der erste Bleistift auf die Erde und war spurlos verschwunden —; nach einer Stunde folgte ihm der zweite. Da ich den dritten auf jeden Fall zu behalten trachtete, begann ich mit dem Suchen. Wer nun offenbarte sich die Niederträchtigkeit des Objekts in ihrer ganzen Tiefe. In dem vollen Abteil, in dem Gevirk der Menschen, Federn, Stiesel, Koffen und Risten hatten die beiden Bleistifte so sichere Schutzwinkel gefunden, daß trotz aller Anstrengungen keiner von ihnen zu finden war. Ich beging die Torheit der meisten Menschen in solchen Fällen: ich wollte der Stärkere bleiben, huckte, kniete, rutschte auf dem Boden herum, daß die Mitreisenden, in der Meinung, ich hätte zum mindesten eine Tafel Schokolade verloren, in eine begreifliche Unruhe gerieten, mich zuerst voll tiefen Mitgeföhls anblickten und mir dann, einer nach dem anderen, ihre Hilfe anboten.

Endlich hatte ich den Sieg errungen.
Über er war teuer erkauft.

Mein neues Beinkleid, auf das ich die Rücksicht in der Hitze des Kampfes ganz außer acht gelassen hatte, rächte sich und überlastete mich, als ich mich wieder niederlegte, durch wenig angenehme Flecke auf den Knien. Ich suchte ihrer Herr zu werden. Aber all mein Reiben, Kopfen, Bürsten, Kratzen machte sie nicht besser, sondern nur ärger.

„Wir werden die Sache schon kriegen!“ meinte mein Beschaender. In zwei Tagen haben der Herr Doktor die Hofe tadellos wieder!“

Aus den zwei Tagen wurden zwölf. Ich rief den Schneider an. Er verhielt sich zurückhaltend und sagte: die Hofe wäre noch nicht „fertig“. Nach abermals zwölf Tagen machte ich mich persönlich auf den Gang und fand den sonst so ruhigen, auch durch den kräftigsten aller Kunden nie aus der Fassung zu bringenden Mann in einem Zustande ganz ungewohnter und deshalb erschreckender Verzweiflung. Die Hofe sei von einem Arbeiter zum andern gewandert, man habe sie gewaschen, gebügelt, wieder gewaschen, wieder gebügelt, schließlich habe er selber unter Vernachlässigung der wichtigsten Aufträge seine ganze Mühe und Kunst an sie gewandt, habe gewaschen, gerieben, getrocknet, mit Seife, Benzin, allen möglichen anderen Mitteln an ihr herumgearbeitet — die Flecke wären geblieben. In seiner ganzen Praxis wären ihm so hartnäckige und verstockte Flecke noch nicht vorgekommen. Jetzt bleibe nur noch eins: die Hofe in eine chemische Reinigungsanstalt zu geben.

Meine Hofe wanderte in eine chemische Reinigungsanstalt, machte dort alle denkbaren Maren durch und lehrte nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt mit genau denselben Flecken zu meinem Schneider zurück.

Der schlug als Merkwürdiges vor: sie zu einer Färberei zu geben und schwarz färben zu lassen. Dann wäre sie doch nicht ganz verloren. Denn damals fingen die Hofen bereits an, ein seltener Artikel zu werden. Freilich, unter drei Monaten würde es heutzutage nicht möglich sein.

Aus den drei Monaten wurden es abermals drei; ein dumpfes Mhen hatte mich abgehalten, mich nach dem Schicksal meiner Hofe zu erkundigen.

Da erhielt ich einen Brief von meinem Schneider: die Hofe wäre in der Färberei auf unbegreifliche Weise spurlos verschwunden.

Inzwischen aber war die Herrschaft der Bezugscheine nicht nur gekommen, sie war bereits auf einen solchen Gipfel ihrer Macht gestiegen, daß der Besitz von mehr als zwei Hofen als eine vaterlandslöse Bestimmung, zum mindesten als unerhörter Luxus angesehen wurde. Ich aber brauchte eine dritte Hofe — selbst auf die Gefahr, von meinen patriotischen Verwandten als undeutsch verachtet zu werden.

Die Färberei bot eine Geldentwädigung — ich wollte die Hofe. Ich hielt mich an meinen Schneider, ich machte geltend, daß ich die Hofe vor der Einführung der Bezugscheine gekauft, daß er und nicht ich sie in die Färberei gegeben, und ich jetzt

wo sie ohne meine Schuld verloren gegangen wäre, Anspruch auf meine Dose, nicht auf eine Geldentschädigung hätte, die mir nichts nützen könnte.

Es kam ja heftigen Austritten. Der Leiter des großen Garderobengeschäfts, der sich in eigener Person an ihm beteiligte, gab mir den sich sehr einfach anerbendenden Rat, mir einen Bezugschein zu besorgen, dann würde er mir gern eine neue Dose anfertigen. Da ich aber mehr als zwei besaß, mußte er selber zugeben, daß die Angelegenheit unter den obwaltenden Umständen nicht sehr aussichtsreich wäre.

Kam kam, was das viel Schlimmere war, die Sache an die Juristen. Ein junger Rechtsanwalt, der mir befreundet war, sprach seine Ansicht aus: Der Schneider habe mir die durch ihn abhandeltene gekommene Dose in irgendeiner Gestalt wiederzuschaffen. Das machte mir Mut. Aber der Erfolg war, daß das Gerücht meine Ansprüche auf eine Dose abwies und ich statt ihrer eine Kosten-Nachzahlung erhielt, die den Wert der einmal gekauften Dose um das Vierfache überstiegt.

Um mich doch irgendwie schadlos zu halten, machte ich nun meine Ansprüche auf Geldentschädigung geltend.

Aber sofort kam es zu neuen Mißlichkeiten. Denn die Färberei erklärte, nur einen ganz geringen Ersatz leisten zu wollen, da die Dose in stark beschädigtem, ja unbrauchbarem Zustand zu ihr gelangt wäre. Und als ich höher fordern wollte, erzählte mir der Geschäftsleiter zur Warnung folgende friedliche Geschichte: In der schönen Zeit, da man noch Meinen zu seinem Vergnügen machte, kam in einem vornehmen Seebadkurhause einem Herrn der Strohhut fort. Er geriet außer sich und erklärte dem ihm sofort Ersatz bietenden Wirt: es wäre ein kostbares Geschenk gewesen, das den Wert von mindestens 36 Mark gehabt hätte. Zufällig fand sich der Hut einige Tage später wieder und erwies sich als ein ganz gewöhnlicher Hut ohne den geringsten Wert, bosu alt und vertragen. Der Wirt nimmt ihn, hängt ihn in der großen Diele des Hauses an einer Stelle auf, an der ihn jeder Gast sehen muß, und schreibt darunter die Worte: „Dieser Hut kostete 36 Mark!“

Die ganze Nacht sah ich meine in der Färberei wiedergefundene Dose im Schaufenster mit einer noch viel höheren Preisangabe hängen. Und als ich am frühen Morgen schlafgebädert erwachte, erklärte ich mich mit allem Einverständnis, was man zu zahlen für gut befinden würde.

Darauf erhielt ich wenige Tage später folgende „Abrechnung“ meines Schneiders:

Bon der Färberei Willibald Schläger erhalten:	
Erlatz für ein Beinkleid, Einkaufspreis	36,00 Mark.
Davon abzugiehen für Gebrauch und starke Beschädigung 50 Prozent	18,00 "
	bleibt 18,00 Mark.
Rechnung des Garderobengeschäfts Berner & Sohn:	
Für Reinigung eines Beinkleides:	
Arbeitslohn: 4 Stunden zu je 3 Mark	12,00 Mark.
Barre Auslagen an Seife, Benzol usw.	3,50 "
Kriegszuschlag	2,00 "
Bezahlt an die Chemische Reinigungsanstalt Tobias Winkler	4,50 "
Zusammen:	22,00 Mark.

Bleibt ein Rest von — 4 — (—vier —) Mark zu zahlen, über dessen Empfang hiermit dankend quittiert wird.
Berner & Sohn.

Vermischtes.

* Das „Bluten“ der Marienkäferchen. Die Marienkäferchen, die sich übrigens als Feinde der Blattläus sehr nützlich betätigen, stellen sich wie viele andere Insekten bei plötzlicher Verletzung tot und lassen dann — gewissermaßen zu ihrer Verteidigung — am Ende der Hüften eine gelbe, schleimige, übelriechende Flüssigkeit austreten. Die anatomischen Verhältnisse, durch die dieses sog. Bluten der Marienkäferchen ermöglicht wird, wurden nunmehr durch den Forscher Dr. A. G. Luz festgestellt. Wie die naturwissenschaftliche Zeitschrift hierüber mitteilt, besitzt das Kniegelenk des Marienkäferchens äußerst elastische Gelenkhäute, die aus Zellulose bestehen und die Dehnung des Schenfels dort, wo die Sehne des Streckmuskels sichtbar wird, verschließen. Bei genauer Betrachtung erkennt man, daß sich in der äußeren dieser Gelenkhäute eine Spaltung befindet. Wenn nun der Marienkäfer sich totstellt, so preßt er durch die dabei erfolgende starke Zusammenziehung der Hinterleibsegmente das Blut in die Veine. Der feste Verschluß zwischen Schenkel und Sehne wird durch die starke Beugung der Beinsehne gelockert, die Sehne dringt — wie die Klinge eines Messers in das Fest — zwischen die beiden Ranten des Schenfels, und das „Blut“ tritt durch die Spalte der Gelenkhaut aus dem Kniegelenk hervor. Um den Vorgang des Blutens zu erleichtern, suchen die Käferchen beim Totstellen die Beugung der Sehne so viel wie möglich zu verstärken. Das Blut der Marienkäferchen dient ihnen zum erfolgreichen Schutz gegen zahlreiche Feinde. Besonders die Spinnen, Eidechsen und auch

größere Vorkäfer werden dadurch in gebührender Entfernung gehalten, da die Flüssigkeit auf sie eine abstoßende Wirkung zu haben scheint.

* Französische Rechtsprechung. Eines der jüngsten Urteile französischer Richter setzte selbst das an mancherlei Ueberraschungen gewohnte Publikum der Pariser Boulevardpresse in Erstaunen. Da es als eines der bedeutsamsten Beispiele für die merkwürdige Rechtsauffassung der französischen Richter in der Gegenwart betrachtet werden kann, verdient der Tatbestand kurze Erwähnung. Ein Kanonier, so erzählt V. Deure, hatte in einem Zug eine junge Frau kennen gelernt und ihr sein Geld geliebt. Er erzählte, daß er ganz verlassen in der Welt sei, daß niemand ihm schreibe, niemand ihm Liebesgaben sende. Darauf erklärte die mittelbige junge Frau sofort, daß sie von nun an als „Kriegspatin“ für den armen Kanonier sorgen wolle. Als der Kanonier seinen ersten Urlaub nach dieser Anordnung erhielt, suchte er natürlich sofort die Kriegspatin auf. Er dankte ihr aber nicht für die Feldpostpakete, sondern forderte vielmehr in schroffem Ton die sofortige Übergabe einer größeren Geldsumme. Als die junge Frau, begreiflicherweise erstaunt, zögerte, folgte der tapfere Krieger kurz und bündig hinzu: „Wenn ich das Geld nicht erhalte, erbeuge ich dich auf der Stelle!“ Darauf eilte die Kriegspatin, von Entsetzen erfaßt, zum Fenster, stürzte sich hinunter und starb an den Verletzungen. Der Kanonier wurde nun einem Kriegsgericht vorgeführt, und allgemein sah man der Verhandlung mit größter Spannung entgegen. Diese Spannung wurde auch befriedigt: Die Richter stellten fest, daß der Kanonier sich im Felde als ausgezeichnete Kämpfer bewährt habe und daß daher eine Gefängnisstrafe von 2 Monaten als genügende Rache zu betrachten sei!

Büchertisch.

— Josef Pfeiffer: Meine Erlebnisse in russischer Gefangenschaft und Flucht von der Murman-Bahn 1915/16. Selbstverlag. — Eine neuer Schilderungen persönlicher Erlebnisse, die in ihrer schlichten und anspruchslosen Darstellung heils fesselnd sind. Pfeiffers Erlebnisse sind reichhaltiger, als man glauben könnte, und seine Flucht durch die furchtbaren Stämme ist ein großes Wagnis. Sehr interessant sind auch die Beschreibungen der russischen Verhältnisse in Lazaretten und Gefangenenlagern, so daß das Buch jedem empfohlen werden kann. Pfeiffer ist Oberhefefe und gehört dem hiesigen Ersatz-Bataillon an.

— Horst Schöttler: Plaudereien in Grau und Blau. Einbandzeichnung von Erich Hoffmeister. Kartoniert 2,50 Mark. Verlag von A. Staackmann in Leipzig. Der Verfasser der „Kneifen“ ist auch als Soldat und Matrose das Gedächtnis, was er war: ein Lebenskünstler, der allen Ereignissen die schicklichsten Seiten abzugewinnen weiß. Wer sein Buch liest, wird froh; wer mit seinen Augen sehen lernt, wird glücklich. Mitten im Rassengeklirr weiß Schöttler noch von schönen Frauen, von Liebe und Trompetenbläsen, von Othello, Heugeigen, Nougat und hundertlei mehr zu plaudern. Und wie zu plaudern! In ein paar Zeilen gibt er einen ganzen Roman, der zu tiefem Nachdenken reizt; mit ein paar Strichen zeichnet er die merkwürdigsten Menschen. Solche Plaudereien sind selten, sie nehmen in der deutschen Literatur einen ganz besonderen Platz ein und werden unabhängig von den Beitereignissen zu den Lieblingsbüchern aller Gebildeten gehören.

— Berthold Auerbach: Der Blüschlöcher von Wittenberg, mit Zeichnungen von Adolf Menzel. Nr. 32 der Weltliteratur, die allwöchentlich zum Preise von 10 Bfg. eine der besten Novellen der Weltliteratur bringt. Die Hefte sind in allen Buchhandlungen erhältlich und eignen sich besonders zum Versand ins Feld. Verlag der Weltliteratur. München 2, Fürberggraben 24.

Zifferblatträtsel.

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII
In Stelle der Ziffern des Zifferblattes einer Uhr sind die Buchstaben AAA, B, EE, LL, N, RR, T derart zu setzen, daß die Zeiger bei ihrer Umdrehung Wörter von folgender Bedeutung berühren:

- 1 — 3 Erfrischungsraum.
- 1 — 4 Haarwuchs.
- 1 — 5 alte Waffe und Teil des Wals.
- 1 — 6 männlicher Vorname.
- 2 — 8 Maß
- 4 — 7 sagenhafter Volksheld.
- 4 — 9 Gefäß.
- 5 — 8 Maß.
- 5 — 9 Baum.
- 8 — 11 weiblicher Vorname.
- 10 — 1 Nebenfluß der Donau.
- 12 — 4 naturwissenschaftliche Bezeichnung.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Silbenverstedrätsels in voriger Nummer.
Mit trockenem Servier ist nicht auf Kirichen essen.